Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: So oder so!
Autor: Wenger, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576398

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

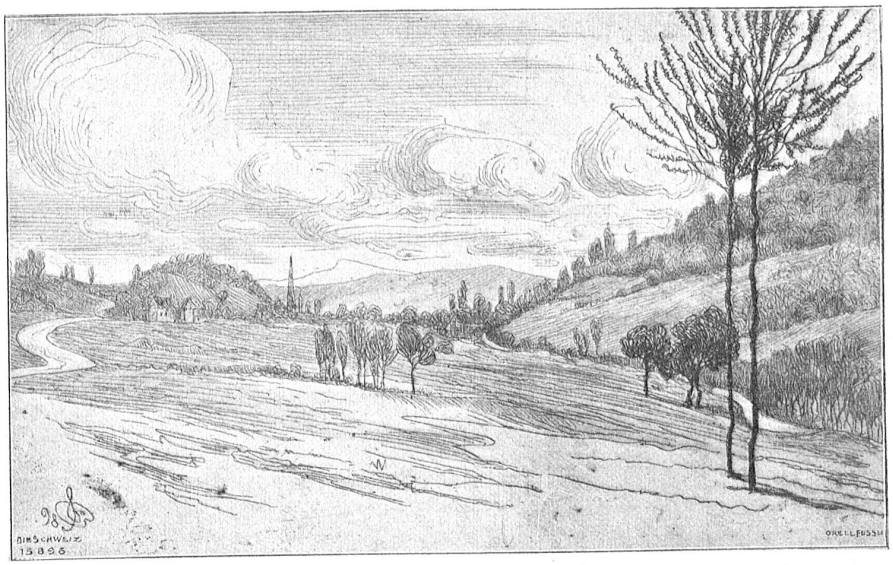
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

alle Künste auf im Gegensatz zum schlichten Kleid der einfachen ästhetisch vollendeten Sprache! Wenn die tausendfältigen Ausdrucksformen der Tonwelt, des Formen- und Farbenreichtums auf die Sinne wirken, muß ja auch der tiefste Gefühlsakkord mitklingen. Das Musikdrama verdankt seine Entstehung dieser Erkenntnis. Wort, Musik, Form und Farbe wirken da zusammen, um uns mit den Künstlergedanken bis ins Innerste zu durchdringen. Aber auch das unvertonte Drama, das doch dem Wort die gestaltende Form zugesellt, das Epos mit fortreißender Handlung, das Zwitterding Melodrama — sie alle wirken auf einen viel weitern Sinnenkomplex als das einfache Wort; zu ihrer Aufnahme bedarf es keines weitern Apparates, sie vermögen uns in den heterogensten Stimmungen zu fesseln.



Nach radierter Skizze (1898) von Emil Anner, Brugg.

Trotzdem wir heute durch die Reizfülle, die uns die erwähnten Formen der Kunstvermittlung bieten, durchaus verwöhnt, wenn nicht abgestumpft sind, versucht man immer wieder uns im Theater- oder Konzertsaal reine Lyrik vorzutragen. Der Erfolg ist nicht glänzend. Ein einziger Blick in einen schreiend erleuchteten Rezitationssaal kann einen belehren, wie wenig aufnahmsfähig das Publikum ist. Wir sehen da Operngucker, neugierige Blicke, die irgend eine Originalität des Rezitators erspähen, gelangweilte, blasierte Gesichter. Nur für Groteskes oder Humoristisches haben die Leute Sinn; was tiefer gehen möchte, langweilt. Das habe ich an Abenden von Wüllner, Possart, Milan, Salzer bemerkt — von Autorrezitationen, die ja meistens technisch unerfreulich sind, ganz zu schweigen.

Auf Grund solcher Einsicht und Erwägung haben in letzter Zeit Kreise, die für Volkskunst eintreten, Pläne zu eigenen Rezitationssälen geschaffen. Man denkt sich einen in neutralen Farben und Linien gehaltenen Raum als geeignet, die Aufnahmefähigkeit des Publikums für Lyrik zu erhöhen. Ich bin für die Idee wenig begeistert. Einmal wird das an Ausstattungsoper und Musikdrama gewöhnte Volk kaum mehr in ein innerliches Verhältnis zur primitiven Kunst der Rezitation treten. Dann wird für die wenigen Empfänglichen die traurige Leere des Raums nicht gerade die Stimmung erhöhen. Störend ist vor allem ein programmgemäßer Anfang; auch wer tiefere Empfänglichkeit und Naivität im Genusse sein eigen nennt, kann die eigentliche Stimmung für Lyrikrezitation nicht eben auf die Minute herzaubern, zu der ein Vortragender das Podium besteigt.

Wo soll man also Lyrik vortragen?

An manchen stillen Abenden, wenn im traulichen Heim das Kaminfeuer verglimmt, wenn die Rede selbst im Kreis der Vertrautesten stockt, liegt ein Fluidum in der Luft, das unsere Nerven verfeinert, das die Fibern unseres Herzens empfindsamer macht, das unsere Seele zur blühenden Entfaltung ruft wie der sonnentrunkene Julitag die Rosenknospe ... Dann vielleicht können wir Lyrik hören, Lyrik vortragen. Dann empfängt unser Tiefstes seine Weihe durch den schlichtesten Ausdruck unseres künstlerischen Empfindens, durch die Sprache.

Jules Coulin, Zürich.

So oder so!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Fabel von Lisa Wenger-Ruutz, Basel.

„Und ich sage dir, Gelbes: Wenn du überhaupt willst, daß ein Enterich dich heiratet, so lerne das Gehorchen!" rief eine dicke weiße Peking-Ente und wippte aufgeregt mit dem Schwänzlein.

„Warum, Frau Mutter?"

„Weil dich sonst keiner nimmt!"

„Es braucht mich keiner zu nehmen, dem ich gehorchen muß!" sagte das Gelbe. Es war eigentlich schon weiß geworden und hatte nur einen gelben Schnabel.

„Was für einen willst du denn?" frug entsetzt die Alte.

„Einen, der mich tun läßt, was ich will!" sagte sehr bestimmt das junge weiße Entlein mit dem gelben Schnabel.

„Und was willst du?" forschte die Ente angstvoll.

„Gleiche Rechte wie der Enterich!"

„Was sind das für Rechte, du schreckliches Geschöpf?" schrie die Entenmutter, die noch nie solche Ansichten gehört hatte.

„Ich will baden, wo ich will, ich will fressen, was ich will, ich will auf die Wiese gehen, wann ich will, und ich will meine Jungen ziehen, wie ich will: da hat mir keiner etwas dareinzureden; denn es sind meine Jungen!" Das Gelbschnäbelchen mußte Atem schöpfen. Die Alte steckte einen Augenblick den Kopf unter den Flügel, sie mußte sich sammeln.

Da mischte sich eine bunte Rouen-Ente ins Gespräch.

„Entchen," sagte sie zu dem weißen Entlein, „sieh' dich vor! Es könnte schief gehen mit solchen Grundsätzen! Da, sieh' mein eigenes Junges! Dem habe ich meine Ansichten beigebracht und bin glücklich und gut durchs Leben gekommen. Kleines Buntes, wer wird dein Herr sein?"

„Der Enterich," sagte die kleine Rouen-Ente.

„Was ist deine Pflicht?"

„Gehorsam ist meine Pflicht!"

„Was wird dein Glück sein?"

„Meine Jungen aufzuziehen, wird mein Glück sein!"

„Und dein Stolz!" mahnte die Alte.

„Und mein Stolz," fügte die Junge hastig hinzu.

„Lächerlich!" schüttelte sich der Gelbschnabel.

Da kam ein Enterich gewatschelt. Groß, schneeweiß, krausen Flaum im Nacken und die Schwanzfedern gelockt, wie es sich für einen Enterich aus guter Familie schickt. Er verbeugte sich vor dem weißen Entlein.

„Es ist Zeit, daß ich mir eine Familie gründe," sagte er. „Können Sie sich entschließen, meine Gefährtin zu werden?" Die Art seiner Rede gefiel dem Entlein.

„Werde ich volle Freiheit haben, zu tun, was ich will?" frug das kecke Ding.

„Das werden Sie!" versprach der Enterich.

„So will ich mit Ihnen ziehen!" entschied das Entlein und sah mit seinen beerenschwarzen kugelrunden Augen zu seiner Mutter hinüber.

„Frau Mutter, nun werden Sie etwas erleben!" rief es. Aber die alte Peking-Ente antwortete nicht. Sie schlürfte eben einen langen Regenwurm in sich hinein.

Der Enterich trat nun auch vor das junge Rouen-Entchen.

„Wollen auch Sie mit mir kommen?" frug er etwas von oben herab.

„Es ist mir eine große Ehre," sagte bescheiden das Bunte und verneigte sich, „und ich werde Ihnen eine gehorsame Gefährtin sein!"

„Freut mich," sagte der Enterich. Die beiden jungen Enten nahmen nun Abschied von ihren Müttern und zogen mit dem Enterich auf seinen Hof.

Dort lebten sie vergnügt zusammen. Das weiße Entlein nach neuen Grundsätzen und das Bunte nach alten. Da der Enterich ein guter Kerl war, kam es mit den Grundsätzen ganz aufs selbe hinaus.

Sie fraßen alle drei aus einer Schüssel: die Weiße, weil sie fressen wollte, und die Bunte, weil sie fressen durfte.

Sie zogen beide hinter dem Enterich her auf die grüne Wiese, die Weiße, weil es ihr so paßte, und die Bunte, weil sie nichts Besseres zu tun wußte.

Sie legten jeden Morgen ihr Ei, die Gelbschnäbelige, weil sie wußte, daß es ihr von der Natur so bestimmt war, und die andere, weil das Ei ja von selber kam.

Und beide bekamen Junge, niedliche gelbe Dinger. Und beide führten sie gut und gewissenhaft: die Weiße, weil sie die herzigen Geschöpfe liebte, ob sie wollte oder nicht, und die Bunte, weil sie sie auch liebte und es noch dazu ihre Pflicht und ihr Stolz war.

Die mit den neuen Grundsätzen führte und erzog ihre Jungen, wie sie es für gut fand; denn der Enterich redete ihr nie darein, er hatte anderes zu tun. Und die mit den alten Grundsätzen führte sie auch allein; denn auch um ihre Kleinen kümmerte sich der Enterich nicht.

Und als die beiden Enten älter geworden und die Eier nur mehr spärlich kamen, da stieg die Köchin hinunter zum Ententeich, packte die Weiße und die Bunte, drehte ihnen den Kragen um und kochte sie an einer braunen Tunke.

„Es waren gute Enten, alle beide!" sagte betrübt der Enterich und nahm sich schweren Herzens zwei andere.

Ein Königsmärchen.

Rings war ein Flüstern und Fächeln,
Ein Raunen, ein heimliches Lächeln —
Man hielt es nicht für erlaubt.

Sie standen im hohen Portale
Zum goldenen Königssaale
Mit trotzig erhobenem Haupt.

Sie traten aus Schranzen Mitte,
Sie fragten nicht nach der Sitte,
Noch wie es jenen gefällt.

Sie sahen die wundervolle,
Die glühende, zaubertolle,
Die lechzende Schönheit der Welt.

Sie schritten hinaus ins Weite,
Sie wanderten Seite an Seite,
Eng aneinander gepreßt.

Weit draußen in traumdunkler Runde,
Sie feierten Mund an Munde
Des Lebens berauschendes Fest.

Karl Heinrich Maurer, Schaffhausen.

Erinnerung.

Ein kleines Lied nur weiß ich noch
Aus meiner ersten Zeit:
Es geht so weit ins Land zurück
Zur Kindeseinsamkeit.

Ich sang es wohl am hellen Tag
Und träumt' es in der Nacht,
Und mit dem jungen Morgenglanz
War auch mein Lied erwacht.

Und wenn ich müd' und traurig war
Und meine Träne rann,
Dann kam das Lied, wußt' nicht woher,
Und hub zu klingen an — — —

Doch jetzt erklingt es nimmermehr;
Es starb an meinem Spott,
Und nur die Worte weiß ich noch,
Sie heißen: Lieber Gott!

Robert Julian Hodel, Bern.